

George M. Houser

»Der Krieg selbst ist der Feind!«

Die Erfahrungen eines US-amerikanischen Kriegsdienstverweigerers im Zweiten Weltkrieg

Am 17. Mai 1951, also vor genau 54 Jahren, kam ich zum ersten Mal nach Deutschland. Was für ein Zufall, dass ich gerade an diesem Tag zu Ihnen sprechen soll! Wie kommt es, dass ich mich an das genaue Datum erinnere? Ich habe auf meinen vielen Reisen in die verschiedenen Teile der Welt die Gewohnheit angenommen, mir ausführliche Notizen zu machen. Deshalb weiß ich, dass ich am 17. Mai mit meinem Gefährten Alfred Hassler, der später Geschäftsführer des amerikanischen Versöhnungsbundes wurde, auf dem Weg zur Jahrestagung des deutschen Versöhnungsbundes in Wuppertal war. Al und ich fuhren im Auto, einem kleinen Renault, den wir in Paris geholt hatten. Ich erinnere mich, dass Friedrich Siegmund-Schultze die Hauptperson bei der Versammlung war, der Mann, dessen Handschlag mit dem britischen Quäker Henry Hodgkin am Vorabend des Ersten Weltkrieges der Funke gewesen war, aus dem sich der internationale Versöhnungsbund entwickelt hatte.

1951 war ja nur ein paar Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Wenn ich mir meine Notizen über diese denkwürdige Autofahrt durch Deutschland und meinen Bericht über die Gespräche mit so vielen Menschen, die den Krieg durchgestanden hatten, ansehe, dann sehe ich, dass es vor allem zwei Dinge waren, die mich wunderten. Das Erste war die Macht der Propaganda. Z.B. erzählte mir Dr. Friedrich Wunderlich, seinerzeit Präsident des Methodistenseminars in Frankfurt, dass er, obwohl er Theologieprofessor war, 1939 noch mit 43 Jahren zum Heer eingezogen wurde. »Das deutsche Volk«, so erzählte er mir, »war davon überzeugt worden, dass es ein Verteidigungskrieg war. Hitlers Propaganda war scheinbar immer für den Frieden. Die Menschen waren schockiert, als der Krieg ausbrach«. In meinen Notizen lese ich, dass die deutsche Besetzung des Sudetenlandes und Polens als reine Verteidigungsmaßnahme zur Vorbeugung angesehen wurde, unternommen zum Schutz des deutschen Volkes.

In Hamburg sprach ich mit Dr. Phaus (dessen Vorname sich nicht in meinen Notizen findet). Er hatte einige Jahre in den Vereinigten Staaten gelebt und erzählte mir, er sei der Nazipartei beigetreten, während er sich in den USA aufhielt. Er hatte der Friedenspropaganda geglaubt, die ihn per Post erreichte. Er kehrte nach Deutschland zurück und war enttäuscht, aber er wurde eingezogen und verbrachte die letzten Jahre als Kriegsgefangener. Er floh, sagte er, als amerikanischer Soldat, der als

Deutscher verkleidet war. Aber zuerst hatte er der Friedenspropaganda geglaubt. In meinen Notizen kam ich nach Gesprächen mit vielen Menschen zu folgendem Ergebnis: »Sie unterstützten nicht so sehr das Regime, vielmehr wussten sie nicht, was wirklich vor sich ging.«

Das ist der heutigen Situation in den Vereinigten Staaten nicht unähnlich. Die Macht der Propaganda! Dem amerikanischen Volk wurde gesagt, dass es im Irak gegen ein Land kämpfte, das Massenvernichtungswaffen besäße, die die Sicherheit nicht nur des eigenen Landes, sondern die der ganzen Welt bedrohten, dass der Irak irgendwie für den tragischen Angriff auf das World Trade Center am 11. September 2001 in New York verantwortlich wäre und dass Saddam Hussein Verbindungen mit Osama Bin Laden und Al-Qaida hätte. Das alles hat sich als falsch erwiesen. Die Vereinten Nationen und die meisten Länder der Erde waren gegen die Invasion der Vereinigten Staaten in den Irak, aber noch dauert die Besetzung des Irak an, und der Krieg geht weiter.

Das Zweite, was mich beim Lesen meiner Notizen und dem Ansehen meiner Fotografien von 1951 wunderte, war das Ausmaß der Verwüstung der deutschen Städte, die ich besuchte, durch die alliierten Angriffe. Der Krieg war seit mehr als sechs Jahren vorbei, und doch war die Zerstörung noch so sichtbar, dass ich entsetzt war. Die erste Zerstörung sah ich in Emmerich. Jedes dritte Gebäude in einigen Straßen lag in Trümmern. In Wesel war es noch schlimmer, zeigen die vielen Fotografien, die ich noch von zerbombten Kirchen habe. In Wuppertal sprach ich mit einer Frau, deren Haus zweimal von Bomben getroffen worden war, so dass sie alles verloren hatte. Sie erzählte mir von einer kleinen Stadt, die innerhalb einer halben Stunde dem Erdboden gleich gemacht worden war, wobei 6.000 Menschen starben und 2.000 vermisst wurden, die niemals gefunden wurden. Frau Wunderlich, die Frau des Seminarleiters, erzählte mir, dass Frankfurt zwei Jahre lang fast jede Nacht bombardiert worden war.

Meinen Notizen entnehme ich, dass »Kassel durch die Bombardements völlig zerstört worden war.« In Hamburg nahm uns Dr. Phaus mit zu einem Trümmerhaufen, der einmal ein als bombenfest geltendes Kaufhaus gewesen war, aber die Bomben explodierten im Hof und zerstörten das Gebäude vollständig. Dabei wurden 1.000 Menschen getötet.

Nachdem ich meine Notizen und Bilder von 1951 noch einmal durchgesehen hatte, dachte ich daran, dass die Vereinigten Staaten niemals wirklich unter den Zerstörungen eines modernen Krieges zu leiden gehabt hatten. Der Terroristenangriff am 11. September war tatsächlich eine Tragödie, bei der mehr als 3.000 Unschuldige ihr Leben verloren. Aber wie könnte man das mit dem totalen Krieg vergleichen – mit Dresden, mit Hiroshima und Nagasaki, oder auch nur mit Fallujah? Der Krieg selbst ist der Feind!

■ »Kommen Sie mit auf eine Reise.«

Ich lebe schon so lange und machte so vielfältige Erfahrungen, dass ich zurückblicken und einen Teil der Straße, die ich gewandert bin, übersehen kann. Kommen Sie mit mir auf eine Reise. Ich fange mit einer Erfahrung an, die ich erst vor einigen Jahren, nämlich 1979, machte. In meiner Eigenschaft als Geschäftsführer des Amerikanischen Komitees für Afrika wurde ich von der Bewegung Polisario, einer Befreiungsorganisation, die um die Unabhängigkeit der früheren spanischen Kolonie, heute Western Sahara genannt, kämpfte, eingeladen, das Gebiet zu besuchen, besonders die Flüchtlingslager für die Saharwis, die versucht hatten, den Kämpfen zwischen Marokko (das das Land beherrschen wollte) und Polisario zu entgehen. Ich nahm die Einladung an. Es gehörte mit zu meiner Erfahrung, dass ich den ganzen Weg von Tindouf in Westalgerien bis zum Atlantischen Ozean, etwa 600 Kilometer, im Geländewagen quer durch die Wüste fuhr. Am ersten Tag dieser unvergesslichen Reise hielt das Fahrzeug an, und alle meine Reisegefährten, die Muslime waren, stiegen aus, knieten sich, das Gesicht in Richtung Mekka, in den Sand, verneigten sich und beteten. Es war Sonntag, der christliche Sabbat. Während ich im Auto saß, schossen mir Gedanken durch den Kopf. Was hatte ich, ein christlicher Geistlicher und Pazifist, mitten in der Sahara unter lauter frommen Muslimen zu suchen, die alle bewaffnet waren und für die Unabhängigkeit eines Stücks Sahara kämpften? Warum hielt ich an diesem Sabbat nicht eine Predigt in einer Kirche im Staat Colorado, wo ich Mitglied der Methodisten war? Also machte ich mir klar, was mich an diesen Ort gebracht hatte.

Ich dachte an die Idee, die mein Leben beherrscht. Sie wird in dem Kirchenlied »Freundliches Licht« sehr gut ausgedrückt. Dieses Lied war Gandhis liebstes christliches Lied. Da heißt es: »Freundliches Licht, um mich ist Finsternis: zeig du den Weg! nur einen Schritt! Ich frage nicht nach mehr.« Wir gehen Schritt für Schritt durch unser Leben, ein Schritt führt zum nächsten und wir wissen nicht genau, wohin uns jeder Schritt führen wird. Das hat etwas mit unserem Glauben zu tun.

Wie kommen wir dahin, wo wir sind? Schritt für Schritt. Ich wuchs in einem christlichen Haus auf.

Mein Vater war Methodistenpfarrer. Wir zogen oft um – aus dem Staat Ohio im Mittleren Westen der Vereinigten Staaten auf die Philippinen, wo ich als Kind lebte. Dann ging es wieder für ein paar Jahre in den Staat New York zurück, bevor wir das Land 4.500 km nach Westen bis nach Kalifornien durchquerten. Während meiner Studienjahre war ich Austauschstudent an einer chinesischen Universität, und das trug entscheidend zu meiner weltbürgerlichen Sichtweise bei. Meine aktive Teilnahme an der Studentischen Christlichen Bewegung beeinflusste meine Orientierung im Leben und die Einstellung zu den Problemen des Lebens. Das war in den 30er Jahren zwischen den beiden Weltkriegen. Ich war ein Kind der 30er, ein Pazifist, und ich setzte mich begeistert für die Gleichberechtigung der Rassen ein. Ich erinnere mich, wie ich bei religiösen Versammlungen gemeinsam mit anderen Jugendlichen inbrünstig sang: »Bist du bereit, fragte der Herr, dich mit mir kreuzigen zu lassen? Ja, antworteten die unerschütterlichen Träumer, wir werden dir in den Tod folgen.« Wir hatten nur eine sehr ungenaue Vorstellung davon, was »kreuzigen« wohl bedeuten mochte. Als 1939 der Zweite Weltkrieg ausbrach, war ich gerade bei einer Jugendkonferenz in einem College im Staat Missouri. Viele von uns schworen, nicht am Krieg teilzunehmen, von dem wir glaubten, dass er das Gegenteil von Liebe und Frieden war, die Jesus lehrte.

■ Verweigerung und Gefängnis

Unser Engagement wurde ein Jahr später zum ersten Mal auf die Probe gestellt, als der Kongress der USA 1940 das Gesetz über selektive Ausbildung und Militärdienst verabschiedete. Zu dieser Zeit war ich in meinem dritten und letzten Jahr am Union Theological Seminary in New York. Einige von uns im Seminar rangen mit der Tatsache, dass die Einberufung während des Friedens einen Schritt der Vereinigten Staaten in Richtung Teilnahme am Krieg bedeutete und deshalb eine Verletzung unseres Friedensengagements war. Ursprünglich unterzeichneten zwanzig von uns eine Stellungnahme, die wir »Eine christliche Überzeugung zu den Themen Kriegsdienst und Erfassung« nannten. Als Theologiestudenten waren wir per Gesetz alle vom Militärdienst freigestellt. Wir hätten uns nach dem Gesetz auch als Kriegsdienstverweigerer melden können. Aber wir waren überzeugt, dass die Verweigerung der Registrierung die einzige Möglichkeit war, gegen das Einberufungsgesetz zu protestieren: ein Akt zivilen Ungehorsams. Wir schickten unsere Stellungnahme an Verwandte und Freunde und ein paar Tage vor dem Registrierungstag, dem 16. Oktober, auch an die Presse. Sofort bekamen wir private und öffentliche Reaktionen zu spüren. Unsere Aktion wurde zu einem Thema auf den ersten Seiten der Zeitungen. Die »New York Times« titelte: »Zwanzig Theologiestudenten wider-

setzen sich gemeinsam der Einberufung«. Die Schlagzeile des »New York World Telegram« war: »Bibelstudenten, die die Wehrpflicht in Frage stellen, kommen ins Gefängnis«. Wir waren von dem Druck, dem wir ausgesetzt waren, überwältigt. Die Fakultät unseres Seminars verfasste eine Stellungnahme gegen unsere Position. Viele der Eltern waren außer sich, ein Elternteil drohte sogar mit Selbstmord. Diese Reaktionen hatten wir nicht erwartet, sie waren uns neu. Unsere Zwanzigergruppe machte zwei Krisentage durch, an denen wir diskutierten und beteten. Schließlich blieben acht von uns standhaft bei ihrer Position. Wir bekamen Vorladungen vor ein Geschworenengericht. Ich erinnere mich daran, dass ein Geschworener, nachdem ich meine Erklärung abgegeben hatte, sagte, ich würde durch die zu erwartende Gefängnisstrafe Leben und Karriere aufs Spiel setzen.

Knapp einen Monat später, am 14. November, verurteilte uns ein Richter zu einer Haftstrafe von einem Jahr und einem Tag im Bundesgefängnis. Damit war unser ziviler Ungehorsam als Verbrechen gewertet. Als uns Handschellen angelegt und wir ins Gefängnis abgeführt wurden, begann ein neues Kapitel in unserem Leben. Das war noch länger als ein Jahr, bevor die Vereinigten Staaten in den Krieg eintraten. Es muss klar gesagt werden, dass wir durchaus nicht mit den Nazis sympathisierten. Wir glaubten unerschütterlich an die demokratischen Prinzipien der Gleichheit, wir widersetzten uns jedem Rassismus und wir wandten gewaltfreie Methoden an, wenn wir es mit einem Konflikt zu tun hatten. Das wurde im Gefängnis offensichtlich, als wir uns dem System der Rassentrennung, das dort herrschte, widersetzten.

Wir widersetzten uns auch dem autoritären Gefängnisystem. Im April 1941 z.B. beschlossen wir acht Theologiestudenten – inzwischen waren einige neu hinzu gekommene Kriegsdienstverweigerer dazu gekommen – am jährlich stattfindenden Studentenstreik gegen den Krieg teilzunehmen, an dem wir alle auch teilgenommen hatten, solange wir noch außerhalb des Gefängnisses lebten. Er wurde an dem Tag begangen, an dem die USA in den Ersten Weltkrieg eingetreten waren. Wir informierten eine Woche im Voraus den Gefängnisdirektor über unsere Absicht, am 6. April nicht unsere normale Gefängnisarbeit zu verrichten. Das verstieß natürlich gegen die Gefängnisregeln. Das Ergebnis war, dass wir sofort zu 30 Tagen Einzelhaft verurteilt wurden, was in gewissem Sinn ein erzwungener Streik war. Die Angelegenheit endete auf unerwartete Weise. Die Baseball-Saison war angebrochen, und das Gefängnis in Danbury führte Wettkämpfe mit Mannschaften von draußen durch, die zu den Spielen ins Gefängnis kamen. Wir alle in der Gruppe waren sportlich, aber einer, Don Benedict, war ein außerordentlich guter Pitcher. Das hatte er Monate zuvor bewiesen, als unsere Gruppe ins Gefängnis in Danbury gekommen war

und wir die Gefängnismannschaft haushoch geschlagen hatten, weil keiner der Insassen Benedict schlagen konnte. Am Spieltag, während wir in Einzelhaft saßen, war die Danbury-Mannschaft, die ohne alle Kriegsdienstverweigerer spielen musste, im Begriff, gegen eine Mannschaft von draußen zu verlieren, und die Gefangenen riefen im Sprechchor: »Wir wollen Benedict«. Der Direktor wollte das Spiel nicht verlieren, also gab er Befehl, Benedict für das Spiel freizulassen. Dons Zelle wurde abgeschlossen und er pitchte von da an einen »No-hitter« nach dem anderen. Danbury gewann unter dem Jubel der Gefangenen das Spiel. Dann wurde Benedict wieder weggeschlossen.

Zwei Tage später wiederholte sich die Szene. Danbury war am Verlieren, die Gefangenen riefen nach Benedict. Aber diesmal weigerte er sich, die Zelle zu verlassen, wenn wir nicht alle aus der Einzelhaft entlassen würden. Danbury gewann das Spiel und wir wurden alle wieder eingesperrt. Aber diesmal befahl der Direktor, dass unsere Verwahrung mit dem Abendessen enden sollte. Nach zwei Wochen gingen alle Kriegsdienstverweigerer, die gestreikt hatten, zum ersten Mal wieder gemeinsam in den Essraum, nachdem alle anderen Gefangenen schon Platz genommen hatten. Als wir den Raum betraten, standen so gut wie alle Gefangenen unter Missachtung der Gefängnisregeln von ihren Plätzen auf und applaudierten uns stürmisch – zum Kummer des Direktors.

Das war eine ungewöhnliche Erfahrung. Auch wenn man körperlich nicht misshandelt wird, hat der Gefängnisaufenthalt seine schmerzhaften Seiten, denn man lebt in einer autoritären Umgebung und leidet unter der Trennung von seinen Lieben und der Außenwelt. Gleichzeitig gibt es dafür einen gewissen Ausgleich: Man hilft Mitgefangenen, indem man für einige Briefe an ihre Angehörigen schreibt und indem man sie unterrichtet – das war erlaubt. Dazu gehört auch die Befriedigung durch Landarbeit, Seite an Seite mit vielen, die wenige Chancen in ihrem Leben gehabt hatten und denen durch die gemeinsame Arbeit Halt gegeben werden konnte.

Als sich unsere Gefängniszeit ihrem Ende näherte, besuchte uns der Leiter des Union Seminary und teilte uns mit, wir könnten unter zwei Bedingungen an das Seminar zurückkehren: Dass wir nichts unternehmen würden, was die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf das Seminar lenken könnte, wie wir das vor einem Jahr getan hatten, und dass wir uns unseren Studien widmen und offizielle Forderungen, die an uns gestellt werden könnten, erfüllen würden. Im andern Fall sollten wir unauffällig das Seminar verlassen. Keiner von uns konnte diese Bedingungen annehmen. Fünf von uns beschlossen, das Theologische Seminar in Chicago zu besuchen, wo man uns gerne aufnahm, und drei planten, nach Newark zurückzugehen, wo sie vor ihrer Gefängnishaft halbtags in einer Kommune

gearbeitet hatten, die von Rassengegensätzen und Armut geprägt war. Mir bot der Versöhnungsbund, der im Gebiet von Chicago arbeitete, eine Stellung an. Dabei könnte ich mein Studium am Seminar abschließen. Auf diese Weise begann ein neuer Lebensabschnitt für mich, ein weiterer Schritt.

Das alles ereignete sich wenig mehr als zwei Monate vor dem Angriff auf Pearl Harbor und dem Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg gegen Deutschland, Japan und Italien. Ich erinnere mich an den Schock, den der japanische Angriff auf Pearl Harbor auslöste, und an Präsident Roosevelts Rede von einer »Schändlichkeit«, die in die Geschichte eingehen werde. Wir hatten uns so angestrengt bemüht, den Krieg von uns fernzuhalten, und nun war er doch gekommen. Wir mussten uns der Herausforderung stellen, Kriegsdienstverweigerer in einem Land zu sein, das nun in einen bitteren Konflikt eingetreten war. Wir waren mit einem Land konfrontiert, das angegriffen worden war, in dem die Zugehörigkeit zum Militär einen besonderen Glanz verlieh und romantisiert wurde und wo jeder, der sich dem Krieg widersetzte, als Verräter angesehen wurde. In einer solchen Atmosphäre waren wir dazu berufen, die pazifistische Bewegung zu organisieren. Die Propaganda war überwältigend. Das böse Antlitz des »Feindes« wurde übertrieben dargestellt, und die Japaner wurden durch rassistische Beinamen gebrandmarkt. Das Los der Kriegsdienstverweigerer war nicht leicht.

Ich sah eine doppelte Aufgabe vor mir: Die erste war, mich dem Krieg zu widersetzen. Dazu gehörte, verstärkt für Kriegsdienstverweigerer einzutreten. Die zweite war, die Macht der Gewaltfreiheit, Ungerechtigkeit herauszufordern, zu beweisen. Im Wehrpflichtgesetz von 1940 wurde das Recht auf Kriegsdienstverweigerung auf der Basis von religiöser Ausbildung und Glauben anerkannt. Insgesamt wurden etwa 42.000 Kriegsdienstverweigerer registriert. Von ihnen dienten etwa 25.000 als Nicht-Kämpfer, die meisten im medizinischen Bereich bei der Truppe. Der berühmteste war Lew Ayres, der bekannte Hollywoodschauspieler, der die Hauptrolle im Antikriegsfilm über den Ersten Weltkrieg »Im Westen nichts Neues« gespielt hatte. 12.000 gingen in Arbeitslager, wo sie angeblich »Arbeiten von nationaler Bedeutung« leisten sollten. Die Lager standen unter der Verwaltung der traditionellen Friedenskirchen: der Quäker, der Mennoniten und der Brethren. Sie lagen meist in ländlichen Gegenden, isoliert von Stadtgemeinden, und die dort Untergebrachten erledigten unromantische Aufgaben wie Gräben ausheben, Bäume fällen und ähnliches. In den nahe gelegenen Städten erschienen Schilder an den Ladentüren mit Aufschriften wie: »Skunks und KDVer müssen draußen bleiben«. Viele Kriegsdienstverweigerer (KDVer) verließen die Lager, weil die sinnlose Arbeit sie frustrierte. Dafür wurden sie unausweichlich mit Gefängnis bestraft.

Aber es gab auch anspruchsvollere Aufgaben für KVDer, solche wie die der »Rauchspringer«. Das waren Freiwillige, die an Fallschirmen in die weit verbreiteten Waldbrände in den großen Wäldern im Westen der Vereinigten Staaten in die sich ausbreitenden Flammen sprangen. Es gab 3.000 Freiwillige, die in einer der 46 psychiatrischen Kliniken arbeiteten, die es in 20 Bundesstaaten gab, und die in vielen Fällen gewaltfreie Methoden zum Umgang mit den Patienten einführten. Aus dieser kreativen Arbeit entstand eine Organisation, die Nationale Gesellschaft für geistige Gesundheit. Einige hundert KDVer dienten als so genannte Versuchskaninchen in medizinischen Experimenten, einige von ihnen bei einer Hunger-Studie, die die Wirkung von wenig Nahrung auf den Körper erkunden sollte. Andere wurden zu Forschungszwecken mit Viren infiziert, z.B. mit Gelbsucht. Manche – wie mein Freund Jim Peck – litten durch eine solche Gelbsuchterkrankung ihr Leben lang an einem Leberschaden.

Etwa 7.000 KDVer gingen ins Gefängnis: Einige, weil sie sich nicht hatten registrieren lassen oder weil sie abgelehnt hatten, sich der medizinischen Untersuchung zu unterziehen, einige, weil sie der Einberufung in die Armee nicht gefolgt waren, und andere, weil sie die Arbeitslager verlassen hatten. Die Gefängnisse waren ein gutes Übungsgelände für gewaltfreie direkte Aktionen, besonders gegen die Rassentrennung. Besonders bekannt wurden dafür die Bundesgefängnisse in Danbury (Connecticut), Lewisburg (Pennsylvania) und Ashland (Kentucky). In diesen Institutionen ragten bekannte KDVer wie Bayard Rustin, Dave Dellinger, Bill Sutherland, Jim Peck besonders hervor. Am 31. Mai 1943 weigerten sich acht KDVer in Lewisburg, im nach Rassen getrennten Speisesaal zu essen. Andere schlossen sich ihnen an und ein paar Wochen später, am 11. August, gingen 18 KDVer in Lewisburg für 135 Tage in den Arbeitsstreik und forderten das Ende der Rassentrennung im Gefängnis. Sie wurden dementsprechend mit Einzelhaft bestraft, aber schließlich schrieb man diesen Bemühungen einen wichtigen Anteil an der Abschaffung der Rassentrennung in den Bundesgefängnissen zu.

Pazifisten engagierten sich bei vielen Aktivitäten gegen den Krieg. In Chicago, wo ich beim Versöhnungsbund arbeitete, veranstalteten wir oft Plakat-Demonstrationen in der Innenstadt. Ich erinnere mich besonders an eine Plakat-Parade, die wir vor einem Kino abhielten, das einen Film zeigte, in dem der Krieg gegen Japan glorifiziert wurde. Vor dem Kino war ein großes Bild des Klischee-Japaners – mit Nickelbrille und vorstehenden Zähnen – angebracht. Darunter war ein Zeichen für Passanten angebracht »Tritt mich!«. Viele Leute taten das. Wir protestierten dagegen. Gelegentlich gab es Arrest für ungebührliches Verhalten. Meine Hauptaufgabe bestand darin, pazifistische Zellengruppen – so nannten wir das – in Universitäten, in

Kirchen und in Stadtteilen zu organisieren. In und um Chicago gab es 17 solcher Zellen. Jede Gruppe führte ihre eigenen Aktionen durch, die von den besonderen Umständen, denen sie ausgesetzt war, abhingen. Eine dieser Zellen war auf dem Gelände der Universität von Chicago. Die Gruppe hatte sowohl schwarze als auch weiße Mitglieder. Ihr Aktionsplan wurde durch die Fakten, die das schuf, bestimmt. Sie trafen sich samstags in verschiedenen Restaurants zum Mittagessen.

Die Gruppe hatte das Leben Mohandas Gandhis studiert und benutzte das Buch »War Without Violence« (Krieg ohne Gewalt) von Krishnalal Shridharani, einem Schüler Gandhis, fast als Anleitung zu Aktionen, nur dass sie es auf die amerikanische Szene übertrugen. Als man uns daher eines Samstags in einem Restaurant nicht bedienen wollte, weil Schwarze zur Gruppe gehörten, entschieden wir uns für ein bestimmtes Vorgehen. Wir würden uns weigern, das Lokal zu verlassen, bevor wir bedient worden wären, damit würden wir eine gewaltfreie direkte Aktion ausführen. So wurde die Taktik des »Sit-in« geschaffen. Aus dieser einfachen Aktion wurde 1942 eine Organisation geboren, das Chicago Committee of Racial Equality (Chicago Komitee für Gleichberechtigung der Rassen) mit dem Akronym CORE. Bald wurde es zu einer nationalen Organisation, die sich Congress of Racial Equality nannte und überall im Land Ortsgruppen hatte. Die Organisation machte die Gewaltfreiheit als Methode, Rassendiskriminierung zu bekämpfen, allgemein bekannt. Für viele von uns war während der Kriegsjahre die Arbeit mit CORE ein Ventil für den gewaltfreien Kampf gegen Ungerechtigkeit und eine Möglichkeit zu zeigen, dass Gewaltfreiheit mehr als eine Theorie war. Die Organisation sollte eine wichtige Rolle in der Bürgerrechtsrevolution in den Vereinigten Staaten spielen, die während der zweiten Hälfte der 50er bis in die 60er Jahre mit dem Aufstieg Martin Luther Kings ihren Höhepunkt erreichte. Der Anfang von allem war die Pionierarbeit von CORE Chicago mit Kampagnen gegen Rassendiskriminierung in Restaurants, Schwimmbädern, Theatern, bei Friseuren usw. Gewöhnlich war die Taktik z.B. in Restaurants, dass eine Gruppe aus Weißen und Schwarzen viele Plätze belegte und nicht eher ging, bis alle bedient worden waren. In einem Restaurant im Süden Chicagos, so erinnere ich mich, sagte der Geschäftsführer zu uns: »Sie können hier bis Mitternacht sitzen bleiben, aber sie werden nicht bedient.« Sie riefen die Polizei und sagten, dass ein Aufstand stattfände. Als die Polizisten eintrafen, fanden sie aber nur eine friedliche Gruppe vor, die darauf wartete, bedient zu werden. Sie drohten daraufhin dem Geschäftsführer: »Rufen Sie uns nicht noch einmal wegen nichts oder Sie werden verhaftet.« Nicht immer verliefen die Zwischenfälle so friedlich. In einer Cafeteria in Washington wurden alle Protestierenden von CORE wegen ungebührlichen Verhaltens ver-

haftet und verbrachten eine Nacht im Gefängnis. Es gab hunderte solcher Projekte, die gewöhnlich erfolgreich verliefen, so dass mit der Zeit die Rassendiskriminierung zusammenbrach.

■ Antirassistisches Engagement

1945 war der Krieg zu Ende. Die KDV-Arbeitslager wurden geschlossen und die Männer wurden aus den Gefängnissen entlassen. Die Normalität kehrte zurück, aber die gewaltfreien Kampagnen für Gerechtigkeit für alle Rassen wurden fortgesetzt. Eine der denkwürdigsten Kampagnen, die ich zusammen mit Bayard Rustin organisierte, war 1947 die so genannte Versöhnungsreise, die erste »Freiheits-Fahrt«. Damals galten in den meisten Südstaaten die Jim-Crow- oder Rassentrennungsgesetze. Das bedeutete, dass Schwarze z.B. im Bus hinten sitzen mussten. Die Züge hatten so genannte »Jim Crow«-Wagen für Farbige. Weiße mussten vorn im Bus sitzen und bei Zugfahrten in die Wagen für Weiße einsteigen. 1946 entschied der Oberste Gerichtshof der USA, dass bei Fahrten zwischen den Staaten (so genannten Zwischen-Staat-Reisen) Rassentrennung illegal war. Wir beschlossen, in einem Projekt, das der Versöhnungsbund und CORE gemeinsam finanzierten, die Befolgung dieser Gerichtsentscheidung in Bussen und Zügen in Staaten mit »Jim-Crow«-Gesetzen zu überprüfen. Das bedeutete, dass wir zu erwarten hatten, von der Polizei verhaftet zu werden, und dass vielleicht Gewalt angewendet werden würde. Die Sechzehn, die an der Reise teilnahmen, es waren acht Weiße und acht Schwarze, waren in Gewaltfreiheit ausgebildet. Einige von ihnen waren während des Krieges im Gefängnis gewesen. Innerhalb von zwei Wochen machten wir 26 Probefahrten in Bussen und Zügen und wurden zwölf Mal verhaftet. Nur einmal, in Chapel Hill, North Carolina, kam es zur Gewaltanwendung, als Taxifahrer, die gegen uns waren, sich erregten und das Haus eines Pfarrers angriffen, der mit uns befreundet war. Drei aus unserer Gruppe verbrachten dreißig Tage in einer Gefängnis-Strafkolonie und verrichteten Straßenarbeiten in North Carolina, weil sie die Jim-Crow-Gesetze verletzt hatten. Aber in den folgenden Jahren, in denen CORE mit Organisationen wie Martin Luther Kings Southern Christian Leadership Conference, dem Student Nonviolent Coordinating Committee, dem NAACP, der von A. Philip Randolph angeführten Bewegung Marsch-auf-Washington und anderen zusammenarbeitete, haben derartige Projekte für die Beendigung der Rassentrennung gesorgt. Gewaltfreiheit war unsere Methode im Kampf, allerdings wurde oft Gewalt gegen die gewaltfrei agierenden Teilnehmer an den Kampagnen ausgeübt.

Es war ein einfacher Übergang, wieder ein Schritt, von der Bürgerrechtsarbeit in den Vereinigten Staaten zur Beteiligung am südafrikani-

schen Kampf. 1952 erließ der Afrikanische Nationalkongress (ANC) in Südafrika seine Defiance Campaign Against Unjust Laws (Missachtungskampagne gegen ungerechte Gesetze) gegen die Apartheidgesetze. Wir erfuhren in CORE und im Versöhnungsbund davon, und der Plan, an dem Kampf teilzunehmen, interessierte uns sowohl deswegen, weil der Kampf dem gegen die Jim-Crow-Gesetze in unserem Land ähnelte, als auch wegen der gandhischen Gewaltfreiheit, die als Methode angewendet werden sollte. In meiner Eigenschaft als Geschäftsführer von CORE und, gemeinsam mit Bayard Rustin, als Mitgeschäftsführer der Rassen-Industrie-Abteilung des US-Versöhnungsbundes schrieb ich an Walter Sisulu, den Generalsekretär des ANC, und bot ihm an, dass wir seine Kampagne unterstützen würden. Das Angebot unserer Unterstützung wurde begeistert angenommen. Wir gründeten die Organisation Amerikaner für den Widerstand in Südafrika, die Mittel für die Verteidigung vor Gericht und die Unterstützung der Familien von Inhaftierten beschaffen sollte. Mehr als 8.000 wurden in Südafrika verhaftet. Unser amerikanisches Komitee setzte auch nach dem Ende der Missachtungskampagne seine Arbeit fort und wurde 1953 zum Amerikanischen Komitee für Afrika (ACOA), das den Kampf um Unabhängigkeit und gegen Kolonialismus in ganz Afrika unterstützt. Ich wurde Geschäftsführer und blieb es 26 Jahre lang.

Das ACOA war keine pazifistische Organisation und ich stand oft vor einem persönlichen Dilemma, wenn der Kampf in Afrika zum bewaffneten Kampf wurde, besonders in Algerien, Kenia, Zimbabwe, Namibia, Angola, Mozambique, Guinea-Bissau und sogar in Südafrika. Was als gewaltfreier Kampf begonnen hatte, entwickelte sich oft zu einem Kampf mit Gewaltanwendung. Die Hilfe des ACOA bestand niemals in militärischer Hilfe. Das war für uns keine Option; wir entschieden so nicht nur, weil einige sich prinzipiell einer solchen Alternative widersetzt hätten, sondern auch weil wir gar keine Mittel hatten, die für eine solche Hilfe nötig gewesen wären. Aber trotzdem begleitete ich durch Kontakte mit verschiedenen Bewegungen die Guerillatruppen nach Angola, Guinea-Bissau, Western Sahara und unterhielt meinen engen Kontakt mit ANC, FRELIMO, SWAPO, ZANU und ZAPU. Ich legte mir das so zurecht, dass ich ja nur die Ziele des Kampfes unterstützte, nicht aber die Methoden billigte, und ich unterstützte persönlich auch niemals Gewaltanwendungen. War das eine für einen Pazifisten legitime Haltung? Ich glaube fest daran, dass es hauptsächlich der gewaltfreie Kampf in Südafrika war, der, zusammen mit den internationalen Sanktionen, dem Land die Freiheit brachte, und nicht der bewaffnete Kampf. Der oft vorhergesagte blutige Armageddon-ähnliche Konflikt entwickelte sich niemals in letzter Konsequenz, und der Übergang zu einem freien Land schien wie ein Wunder.

Kann Gewaltfreiheit erfolgreich gegen ein autoritäres oder faschistisches Regime kämpfen, d.h. den Kampf gewinnen? Ich weiß die endgültige Antwort nicht. Ich weiß, dass Gewaltfreiheit die Situation in Indien unter Gandhi veränderte. Sie hat sicherlich auch die Rassendynamik in den Vereinigten Staaten verändert. Sie hatte gegen Marcos Regierung auf den Philippinen Erfolg. Nkrumahs »positive Aktion« in Ghana war gewaltfrei und brachte die Unabhängigkeit, und Gewaltfreiheit spielte eine unverzichtbare Rolle im Kampf in Südafrika. Gegenwärtig ist sie ein Faktor in den Demonstrationen der »Macht des Volkes« (people power) in einigen früheren Sowjetrepubliken. Sie verlangt Glauben und Engagement.

Ich bin davon überzeugt, dass Gewaltfreiheit ein wirksames Mittel im Kampf gegen Ungerechtigkeit sein kann. Ich weiß allerdings auch, dass sie kein leichter Weg zum Sieg ist und dass sie sogar zum Tod führen kann. Ist das nicht die Bedeutung des Kreuzes im christlichen Glauben? Aber zum Tod gehört die Auferstehung. Ich denke an eine Erfahrung, die ich während der Versöhnungsreise hatte. Am Ende eines Tages, an dem wir in North Carolina die Jim-Crow-Gesetze gebrochen hatten und an dem es einige Verhaftungen gegeben hatte, sagte einer meiner Gefährten zu mir: »Komm, wir gehen ins Kino und entspannen uns.« Ich stimmte meinem schwarzen Freund zu und fragte: »Wollen wir in ein Kino für Schwarze oder in eins für Weiße gehen?«, denn es gab in allen Kinos strikte Trennung. Da mein Freund gerade aus dem Gefängnis gekommen war und an diesem Tag noch nicht verhaftet worden war, kamen wir überein, in ein Kino für so genannte »Farbige« zu gehen und zu sehen, was passieren würde. Zuerst kaufte mein Freund eine Eintrittskarte. Als ich mich der Kartenverkäuferin zeigte, sagte sie, dass ich weiß sei und in ein Kino für Weiße gehen müsse. Mein Freund sagte: »Er ist in Ordnung, er ist mein Bruder«. Die Kartenverkäuferin guckte mich zweifelnd an und fragte: »Wirklich?« Ich antwortet: »Ja, im Geiste, das stimmt«. Sie lächelte und gab mir die Karte und wir gingen zusammen ins Kino.

Das war kein dramatisches Ereignis. Niemand wurde verhaftet oder geschlagen. Aber es spricht für eine ewige Wahrheit, die die Grundlage der Gewaltfreiheit ist: Wir sind alle Brüder und Schwestern, und dieser Tatsache Geltung zu verschaffen gilt unser ewiger Kampf – ein Schritt nach dem anderen.

Im Mai veranstaltete der Versöhnungsbund eine Vortragsrundreise mit US-amerikanischen Kriegsdienstverweigerern des Zweiten Weltkriegs. Dieser Text ist das Redemanuskript von George M. Houser für die Eröffnungsveranstaltung am 17. Mai in Groß-Gerau. Übersetzung: Ingrid von Heiseler (siehe auch den Hinweis auf die Dokumentation »Ein reines Gewissen?« auf Seite 36)